

Unser Dogma ist einfach

Die Leichte Sprache steht in der Kritik. Doch nicht jeder hat etwas dagegen einzuwenden. Als Schriftsteller kann ich der neuen Einfachheit sogar vieles abgewinnen. Eine Entgegnung.

Von *Kristof Magnusson*

Es gibt Gebäude, die mag fast jeder, der sie besucht. Die Reichstagskuppel in Berlin, das Mercedes-Benz-Museum in Stuttgart oder auch die noch gar nicht richtig eröffnete Hamburger Elbphilharmonie werden von Publikum, Architekten und Kritikern gleichermaßen geschätzt. Dass in diesen Gebäuden breite Gänge, allgegenwärtige Geländer und Rampen für einen barrierefreien Zugang sorgen, stört niemanden. Keiner behauptet, die Qualität moderner Architektur würde unter dieser Barrierefreiheit leiden, oder sieht darin gar eine Gefährdung unserer Baukultur.

Das sollte man im Hinterkopf behalten, wenn man über „Leichte Sprache“ nachdenkt, wie es in letzter Zeit viele Menschen mehr oder weniger besorgt getan haben (F.A.Z. vom 22. Dezember 2016). Leichte Sprache, so die Idee, soll sprachliche Barrieren abbauen, damit Menschen, die nicht gut Deutsch können, kognitive Schwierigkeiten haben oder aus anderen Gründen unsere Sprache nicht verstehen, besser am öffentlichen und kulturellen Leben teilnehmen können. Museen, Behörden und Rundfunkanstalten sind angehalten, Angebote in Leichter Sprache zur Verfügung zu stellen: Jeder Satz soll nur eine Aussage haben, Fremdwörter seien ebenso zu vermeiden wie Nebensätze. Die Folge ist eine Vereinfachung von Inhalten, die inzwischen mit einiger Skepsis betrachtet wird.

Das ist verständlich. Leichte Sprache birgt Risiken. Es wäre schlimm, wenn Leichte Sprache im öffentlichen Raum so weit um sich greifen würde, dass sie der Idee der individuellen Förderung den Rang ablauft und der Staat seine Verantwortung vergisst, so viele Menschen wie möglich in die Lage zu versetzen, unsere

normale Sprache zu verstehen. Gerade in der Schule wäre das ein Problem. Wenn man sich auf den niedrigstmöglichen Standard einigte und im Deutschunterricht die Anforderungen entsprechend absenken würde, wären die Kinder im Vorteil, die zu Hause einen differenzierteren Umgang mit Sprache vermittelt bekommen. Alle anderen blieben zurück. Der kleinste gemeinsame Nenner ist in Wahrheit der größte Ausgrenzungsfaktor.

Eine weitere Gefahr ist, dass sich im Schafspelz der Inklusion eine Fakten-Fakten-Klartext-Mentalität durchsetzen könnte, die erkennt, dass Sprache von Zwischentönen lebt, von Reichtum in der Syntax und in der Lexik. Was für eine Horrorvorstellung: Mit Tacheles-Rednern besetzte Gremien, die unsere Schachtelsätze zurechtstutzen und alle Fremdwörter und Komposita streichen: Adieu Fußbodenschleifmaschinenverleih, Adieu Distinktionsgewinn, Adieu Adieu.

Und dass es was tut, wenn geliebte Bücher plötzlich umgeschrieben werden, ist klar: Niemand hätte wohl gerne kürzlich im Weihnachtsgottesdienst die Pastorin die Weihnachtsgeschichte in Leichter Sprache

vorlesen hören: Nach Bethlehem? Wie soll das gehen? Das Baby kommt doch bald!

Allerdings sollten wir auch nicht vergessen, dass die von uns so heiß geliebte Luther-Übersetzung der Bibel mit ihrem wunderbaren „Es begab sich aber zu der Zeit“ auch einmal ein Inklusionsprojekt war, das für sprachliche Barrierefreiheit sorgen sollte: Die Bibel sollte für alle Menschen verständlich sein.

Es ist wichtig, dass wir in einer einfacheren Sprache nicht nur die Gefahren, sondern auch die Chancen sehen, bevor wir pauschal eine „Infantilisierung“ der Sprache beklagen. Die Teilhabe am kulturellen Leben und der Zugang zu Information ist Menschenrecht. Daher sollten wir uns nicht aus übertriebener Angst um unsere Kultur weigern, sprachliche Barrieren zumindest zu verringern: Gegen eine gewisse „Infantilisierung“ auf Behördenformularen oder auf Websites öffentlicher Einrichtungen ist überhaupt nichts einzuwenden – die kulturellen Errungenschaften des Abendlandes werden nicht auf Strafzetteln und Steuererklärungen verteidigt. Und das von einigen befürchtete Drohszenario, dass bald alle Nachrichten, Politikerreden und Schulbücher in Leichter Sprache abgefasst sein müssen, ist ebenso abstrus: Das bloße Vorhandensein von Rollstuhlrampen hat auch nicht dazu geführt, dass wir heutzutage alle gezwungen sind, diese Rampen zu benutzen, weil die mühseliger zu erklimmenden Treppen abgeschafft worden wären.

Doch nicht nur im Politischen, sondern auch im Ästhetischen sollten wir die Chancen nicht verkennen, die sprachliche Barrierefreiheit bieten kann. Deswegen beteilige ich mich an einem Projekt des Frankfurter Literaturhauses, in dem Autoren Texte in Einfacher Sprache schreiben. Strenggenommen ist Einfache Sprache noch einmal etwas anderes als Leichte Sprache, weil sie mehr Komplexität erlaubt, aber das nur am Rande. Ich bin Teil dieses Projekts, weil ich es für eine wunderbare Chance zum Experimentieren halte, als Einladung zu einem Oulipo-artigen Sprachspiel. Anstatt mich darüber zu beklagen, dass immer mehr literarische Klassiker auf Leicht heruntergebrochen werden, wollte ich ausprobieren, wie es sich anfühlt, wenn man selbst einfach schreibt. Welche literarischen Mittel an die Stelle komplizierter Sätze und Wörter treten, wie sich Sujet und Erzählweise dadurch verändern.

Wir haben uns im Frankfurter Literaturhaus einen Regelkatalog gegeben, uns verpflichtet, einfache Sätze zu schreiben, Substantive zu meiden, Verben zu suchen. Hierdurch entsteht ein geradezu paradoxer Effekt: Die Regeln zur Leichten Sprache, die einem Text jegliche Literarizität auszutreiben scheinen, wirken nun – wo eine Gruppe von Autoren sie vor dem Schreiben formuliert – plötzlich wie ein künstlerisches Manifest, das den Minimalismus zur Tugend macht. Es erinnert an das „Dogma“, mit dem Lars von Trier und seine Kollegen 1995 radikale filmische Einfachheit forderten: Filme ohne Spezialeffekte, ohne künstliche Beleuchtung und ohne nachträglich eingespielte Musik.

Und auch in der Literatur gibt es berühmte Beispiele, die in einer ziemlich einfachen Sprache geschrieben sind: Albert Camus’ „Der Fremde“ und auch die Isländersagas sind auf beeindruckende Weise einfach erzählt, ohne dabei einfältig zu klingen: „Sie waren Berserker und schonten niemanden. Sie nahmen den Männern ihre Frauen und Töchter weg. Sie behielten sie eine Woche oder einen Monat und brachten sie dann zurück.“

Den Inklusionsgedanken fand ich wiederum auf der ersten Lesung unserer Texte sehr schön verwirklicht, die vor einigen Wochen im Historischen Museum stattfand. Im rappelvollen Saal waren Leute mit Down-Syndrom, Sozialarbeiter, Literaturinteressierte und auch Gehörlose, denn ein unschlagbarer Vorteil der Einfachen Sprache ist, dass man sie live von Gebärdendolmetschern übersetzen lassen kann, was einer Lesung ganz neue Qualität verleiht. Die Lesung hat ein Publikum erreicht, das wir sonst nie sehen und mich endgültig davon überzeugt, dass die Reduzierung sprachlicher Barrieren nicht zwangsläufig zu künstlerisch reizlosen Resultaten führt.

Als billiger Weg zur Absenkung von Standards darf Leichte und Einfache Sprache nicht verwendet werden. Es darf auch nie Sprachkommissionen geben, die der öffentlichen Kommunikation die Komplexität austreiben. Aber wir sollten mit mehr Mühe nach Bereichen suchen, in denen wir sprachliche Barrieren sinnvoll abbauen können. Dann werden wir sehen, dass uns Leichte Sprache bereichern kann: Als Chance für eine gerechtere Gesellschaft, als Einladung zum Nachdenken über Sprache, zu künstlerischen Experiment, zum Spiel.

Kristof Magnusson, Jahrgang 1976, ist Schriftsteller und Dramatiker deutsch-isländischer Herkunft. Er lebt in Berlin und veröffentlichte zuletzt 2014 beim Verlag Antje Kunstmann „Arztroman“.